

Das fünfte Kommando Blatt

Beilage.

Nr. 9.

1. Quartal.

1887.

Siebe und Ehrgeiz.

Frei nach dem Englischen von Arthur Zapp.
(Fortsetzung.)

[9]

(Nachdruck verboten.)

Nein,“ antwortete Kapitän Wittchell, „ich war soeben in seiner Hütte. Binde das Pferd dort an, wo Du hältst und geh sogleich zu Sampson. Sage seiner Frau, daß sie nicht vergißt, dem Kranken die Arznei, die ich ihr brachte, zu geben.“

Adele hatte das Gespräch, während sie fortritt, gehört. Wittchell begab sich, nachdem er noch einen Blick auf die sich entfernende Gestalt geworfen hatte, in sein Zimmer zurück und las das Billet.

Seine Stirn zog sich in Falten, dann erhob er sich, trat an das Fenster und sah, wie der Bote eben im Begriff war, in den Wald am See einzubiegen.

Er warf Devene das Briefchen hin.

„Da lesen Sie, man will uns heute Nacht überfallen. Ich denke, die Schufte sollen uns nicht unvorbereitet finden. Holen Sie Gewehre und Pistolen aus dem Waffenschrank und laden Sie dieselben. Dann rufen Sie Ben und John Harris und lassen Sie die Thür und Fenster verrammeln. Ich will jetzt dem Boten folgen und versuchen, mehr aus ihm herauszubringen, ich bin bald wieder da.“

„Nicht doch, Wittchell. Es wäre der reine Wahnsinn, sich der Gefahr auszusetzen, den Schurken geradenwegs in die Arme zu laufen.“

„D, ich fürchte mich nicht.“
„Nehmen Sie wenigstens

ein Pistol mit. Sie können doch nicht unbewaffnet gehen!“

„Mein Stoß genügt mir. Aengstigen Sie sich meiner wegen nicht, ich bin gleich zurück.“

Wittchell schwang sich schnell auf das Pferd, das am Thor stand, und sprengte in vollem Galopp hinter Adele her, die er an dem Pöppel und an ihrer Stimme erkannt hatte. Er

empfand, wieviel sie um feinetwillen gewagt hatte. Es ging nicht, daß er sie allein durch die Nacht zurückreiten ließ. Er wollte ihr Zartgefühl schonen und nicht zeigen, daß er sie erkannt hatte. Unter irgend einem Vorwand wollte er ihr Gesellschaft leisten oder doch wenigstens ihr folgen, um im Falle einer Gefahr zu ihrem Schutze bereit zu sein.

Schon hatte Adele die Lichtung hinter sich und war in dem waldumschatteten Sumpfland verschwunden.

Ihr Herz war von der Besorgniß erfüllt, sie könnte mit einem der wilden Gefellen zusammentreffen, die vielleicht hier herumstreiften, um das Terrain zu rekonoszieren, auf welchem sie ihre Unthat ausführen wollten.

Wo mochte wohl der Reiter geblieben sein, den sie auf ihrem Herritt gehört hatte?

Ihr Pferd straukelte und zeigte Spuren der Ermüdung, sie streichelte es ermutigend. Der Weg durch das sumpfige Terrain war nicht mehr so dunkel wie vorher, da der Mond höher gestiegen war.

Nero war ihrem Pferde vorausgelaufen, plötzlich stieß er jenes kurze Bellen aus, mit dem er das Herannahen eines Menschen anzukündigen pflegte.

„Bayard“ stand still und spitzte die Ohren.

Ein Reiter kam gerade auf Adele zu.

Ihr erster Gedanke war, umzukehren, um bei Wittchell Schutz zu suchen.

Raum aber hatte sie das Pferd gewendet, um diesen Gedanken auszuführen, als auch schon der Reiter an ihrer Seite war und den Zügel ihres Pferdes ergriff.

„Herunter mit dem Bißir, schöner Ritter!“ höhnte Lanier,



Japanische Lautenspielerinnen. (Mit Text auf Seite 72.)

indem er ihr den Hut abriß, so daß ihr aufgelöstes Haar lang über ihre Schultern wallte. Er rieb ein Zündholz am Sattelnopf an und leuchtete ihr in's Gesicht, während er mit heiserer Stimme sagte:

„Eine recht passende Stunde für einen Spazierritt!“

Aus Adele's Antlitz war alles Blut gewichen, sie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt, während ihre dunklen Augen weit geöffnet waren, wie die eines geschreckten Rehens. Ihr jäher Schrecken wurde noch vermehrt durch den Ausdruck seiner auf sie gerichteten Blicke. Ein unheimlicher Blitz sprühte aus seinen blutunterlaufenen Augen. Wuth und Scham, von starkem Branntweingenuß bis zum Delirium erhöht, drückten sich darin aus. Sie merkte mit Schauern, daß der Mann vor ihr nicht seiner gesunden Sinne mächtig war.

„Ich erkannte Dich, falsche Schlange,“ zischte er ihr, sich zu ihr herniederbeugend, in's Ohr, „ich erkannte Dich und folgte Dir. Wäre dieses verwünschte Thier ausdauernder, ich hätte Deine fromme Absicht vereitelt. So gelang es Dir, Deinen theueren Geliebten zu veranlassen, daß er uns mit seinen Büchsen und mit seiner schwarzen Leibgarde empfängt. Glaube nicht, daß Dir das ungestraft hingeht. Du sollst es mir büßen, daß Du mich um dieses elenden Hankes willen verdammt hast. Er soll Dich nicht haben, Niemand soll es, denn ich will Dich zur Zielscheibe der größten Schmach machen — ah, Du bist bewaffnet.“

Er griff nach der Pistole, die sie eben aus dem Gürtel genommen hatte, und versuchte, sie ihr zu entreißen. Ihre zarten Finger schienen jedoch wie von Stahl zu sein, so fest hielten sie die Waffe umschlossen. Da ließ sie plötzlich die Pistole los, sie bemerkte, daß ihm während des Kampfes der Zügel ihres Rosses entfallen war — ein ermunternder Zuruf, ein Schlag und „Bayard“ sprengte in der Richtung, welche sie in ihrem ersten Schreck hatte einschlagen wollen, nach dem Hause Wittchell's davon.

Bevor sich Lanier von seiner Ueberraschung erholt, war sie ihm schon um eine nicht unbedeutende Strecke voraus. Also zu dem tödtlich gehassten Wittchell flüchtete sie vor ihm!

Wahnsinnige Eifersucht fachte seine Erregung zu blinder Wuth an. Er war von Natur gerade nicht sehr tapfer, aber seine Leidenschaft, verbunden mit seinem Muth, erhöhten sein Blut zu stürmischer Verwegenheit.

Er wollte ihr folgen und Beide tödten. Ein Fluch entkämpfte seinen Lippen, als er sah, wie sie schon die Dichtung erreicht hatte. „Halt an, oder ich feure!“ rief er ihr nach. Doch in demselben Moment vernahm er einen Ruf freudiger Ueberraschung, den Adele ausstieß. Ein Reiter näherte sich ihr von der anderen Seite her.

„Sie — Kapitän Wittchell — Gott sei Dank!“ hörte er sie ausrufen.

Dieser Name wirkte wie ein Blitz auf ihn.

Seine Wuth legte sich bedeutend. Wohl federte in ihm wüthender Grimm, aber seine Nerven waren schwächer als sein Haß. Er konnte sich eines leichten Fröstelns nicht erwehren bei der Erinnerung an die Lektion, welche ihm Kapitän Wittchell in Malta erteilt hatte. Während er noch zögerte, seinem Gegner sich gegenüberzustellen, vernahm er hinter sich nahes Pferdegetrappel. Er blickte sich um und stieß dann einen eigenthümlichen Pfiff aus, der in gleicher Weise erwidert wurde. Eine Minute später hielt Derrick an seiner Seite.

„Zum Teufel, wo treibst Du Dich herum, Lanier?“ redete ihn dieser an. „Warum schleichst Du Dich so heimlich davon, ohne ein Wort zu sagen?“

„Ich hatte Ursache, zu vermuthen, daß man dem Kapitän unseren Plan verrathen würde. Ich machte mich deshalb auf, um zu rekonozzieren, glaube aber, zur rechten Zeit wieder zurück zu sein. Wo sind die Anderen?“

„Hinter mir. Woher kam Dir denn diese plötzliche Vermuthung, und was hast Du nun ausgekundschafet?“

„Daß aus unserem Vorhaben nichts werden kann, denn Wittchell weiß Alles.“

„Wie zum Henker konnte das geschehen? Wer hatte noch außer uns Kunde von unserem Vorhaben?“

„Die Augen der Liebe sind scharf. Deine Schwester wußte um unsere Expedition und sie ist in Männerkleidung in Wittchell's Haus gegangen, ihn zu warnen.“

„Adele bei ihm, in seinem Haus! Das läßt Du, nimm das augenblicklich zurück!“

„Wenn Du mir nicht glauben willst, so überzeuge Dich mit eigenen Augen. Dort unten stehen sie, sie sind abgestiegen von den Pferden.“

Derrick sah in der That in der Richtung, die ihm Lanier wies, zwei Gestalten nebeneinander stehen. Eben kamen die beiden Gefährten an.

„Dort ist unser Mann!“ rief ihnen Derrick zu. „Wartet hier, ich habe mit ihm zuerst noch allein etwas abzumachen. Mißt Euch nicht hinein, ich werde allein mit ihm fertig.“

Er sprengte hinüber nach der Stelle, wo er die beiden Gestalten weilen sah.

Adele stand an einen Baum gelehnt. Wittchell hielt ihre Hände in den seinigen. Als sie vor Lanier geküchelt und des Kapitän's ansichtig geworden war, hatte sie ihm die Hände mit jenem Aufschrei hingestreckt, den ihr Vorgesetzter vernommen hatte. Dann aber hatten sie die Aufregung der letzten Stunden, die Furcht und nun auch die Scham überwältigt, sie schwankte im Sattel und Wittchell kam gerade noch zur rechten Zeit, um sie vor dem Sturz vom Pferde zu bewahren. Das Gefühl der Ohnmacht, welches sie zu überkommen drohte, verschleuderte Wittchell schnell, indem er einen Zweig von einem Baume abbrach und den daran hastenden Thau auf ihr Gesicht spritzte, wodurch sie sich erfrischt und neu belebt fühlte. Sie lehnte sich an den Baum und verbarg ihre vor Scham und Bangigkeit hervorquellenden Thränen in dem Schleier ihres dichten Haars.

Dies bewegt stand Kapitän Wittchell vor ihr, er legte sanft seine Hand auf ihren Arm und flüsterte theilnahmevoll:

„Beruhigen Sie sich, Miß Holman!“

Sie schlug das Haar zurück und stöhnte, ihre Blicke verschämt vor den seinigen niederschlagend:

„Was müssen Sie von mir denken, Kapitän Wittchell?“

„Daß Sie mein guter Engel, ein tapferes, treues Weib sind, daß Sie mein Leben gerettet haben,“ antwortete er in innigem Tone.

Die Erinnerung an die Gefahr, in der sein Leben noch immer schwebte, kam ihr bei diesen Worten plötzlich wieder.

„O, Kapitän Wittchell, retten Sie sich, ehe es zu spät ist. Man wird Sie überfallen und Sie sind ohne Hülfe, ohne Waffen. Der mir folgte, war einer von denen, die Ihnen den Tod geschworen haben. Fliehen Sie auf der Stelle, bringen Sie sich in Sicherheit, ich beschwöre Sie — schnell, schnell!“

„Wie können Sie glauben, daß ich Sie in dieser Lage allein lassen werde! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen auf Ihr Pferd helfe. Mein Gott, wie kalt Ihre Hände sind und wie Sie zittern! Armes Kind! Fürchten Sie nichts mehr, ich begleite Sie nach Hause.“

„Nicht um mich, um Sie handelt es sich.“

Ihr Leben ist bedroht. Sehen Sie, dort kommen schon die Meuchler! Himmel, mein Bruder ist bei ihnen!“

Derrick sprang aus dem Sattel und rannte, das Pistol in der erhobenen Hand, auf die Beiden zu. Sie sah sein starres, entschlossenes Gesicht und ein tödtlicher Schreck bemächtigte sich ihrer.

Jeder andere Gedanke trat vor dem einen zurück: das Leben Wittchell's zu retten.

„Derrick, höre mich an,“ flehte sie in erschütternden Tönen.

Doch der Bruder schob sie ungerührt bei Seite und trat auf Wittchell zu.

„Deine Stunde hat geschlagen, elender Verführer!“ knirschte er, seine Waffe auf Wittchell richtend.

„Bevor er jedoch ordentlich zu zielen vermochte, warf sich ihm Adele in den Arm und hielt ihn fest.“

„Du kannst, Du darfst ihn nicht tödten, Derrick!“ rief sie verzweiflungsvoll aus. „Er war es, der Dich aus den Händen der betrunkenen Neger errettete, er war es, der für Dich den Arzt holen ließ und während Du in Fieberphantasien lagst, an Deinem Lager wachte. Willst Du den Mann tödten, der Dir das Leben rettete?“

„Ich danke ihm das nicht, denn besser todt sein, als entehrt. Er ist nicht nur der Feind unseres Landes, er ist der Feind unserer Familie, die er entehrte. Laß mich los, nichts kann mich bewegen, ihn zu schonen.“

„Derrick, ich flehe Dich an, um meinetwillen —“

„Um Deinetwillen?“ rief er mit einem Lachen, daß ihr in die Seele schnitt. „Was bist Du mir noch nach dieser Nacht, Verworfene, die Du namenlose Schmach auf unseren makellosen Namen, auf Deinen armen, alten Vater gebracht? Weg von mir!“

Diese Worte trafen sie schwerer, als es Schläge gethan haben würden. Sie zog ihre Hand zurück und taumelte halb von Sinnen rückwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Nus stürmischer Zeit.

Geschichtliche Skizze von Hermann Alsbeken.

(Nachdruck verboten.)

In den Septembertageleien der großen Revolution fiel auch ein Opfer wegen des Verbrechens, mit der geliebten Freundin, der Königin, in Briefwechsel gestanden zu haben; dafür wurde sie massakrirt und profanirt, aber auch geheiligt, denn der Name Prinzessin de Lamballe lebt in der Geschichte.

Sie hatte jene galante Epoche unter Ludwig XV. noch miterlebt; es war eine tolle Zeit. Alle Augenblicke sah der Hof eine neue Favoritin. Auf die Chateauroux (Cotillon I.) folgte Lenormand d'Etoiles (Cotillon II.), dann die Dubarry (Cotillon III.) und dazwischen Madame Diez und Jene.

Da heirathete der Dauphin die österreichische Erzherzogin Marie Antoinette, und das junge Ehepaar von 15 und 16 Jahren lebte an diesem verderbten Hofe. Welch' traurige Schule der Koketterie und des Lurus für die junge Frau, die drei Jahre später Königin wurde! Das Volk wußte bald Allerlei zu erzählen von der „Desterreicherin“, wie man sie kurzweg nannte. Die achtzehnjährige Fürstin von Lamballe besaß bei ihr die Stelle einer Ober-Intendantin ihres Hauses.

Der erste Schlag, welcher der königlichen Macht verfeßt wurde, war ohne Zweifel „Lo

Mariage de Figaro“ von dem geistvollen Beaumarchais. Das Stück wurde verboten, aber der Autor war ein unternehmender Charakter und kannte die Welt. Er wollte durch den Kanal der großen Herren zum Publikum gelangen und durch folgendes Wort verwandelte er viele seiner Feinde in Protektoren: „Nur keine Geister fürchten kleine Schriften!“

Man verwendete sich beim König wegen der Erlaubniß; das Manuskript wanderte nach Versailles und wurde dort vorgelesen. „Schlecht, schlecht!“ unterbrach Ludwig XVI. mehrere Male, „um keinen Preis ertheile ich die Erlaubniß zur Aufführung dieses Stückes.“

Endlich wurde eine Privatvorstellung veranstaltet. Man vertheilte die Billets an die distinguirtesten Personen der Stadt; aber der König ließ den Saal mit Militär besetzen. Dieses unzeitgemäße Verbot wirkte äußerst aufregend und es ertönte vielfach der Ruf: „Drück! Tyrannie!“ Beaumarchais machte Bekanntheit mit den Zellen der Bastille; unterdessen aber ertönte sein Stück enthusiastischen Erfolg. Die öffentliche Meinung hatte zum ersten Male sich gegen die königliche Autorität aufgelehnt.

Die capriciöse Marie Antoinette konnte ihre Neugier, das Stück zu sehen, ebenfalls nicht unterdrücken. Der Duc d'Almont verlangte von Beaumarchais eine kleine Loge für Damen, welche der Aufführung beiwohnen wollten, ohne jedoch gesehen zu werden. „Herr Herzog,“ antwortete Beaumarchais, „wenn Damen sich nicht scheuen, ein Schauspiel zu sehen, daß sie für unanständig halten, so brauchen sie sich auch nicht zu geniren, sich vor aller Welt zu zeigen. Man muß ein Stück entweder anerkennen oder verachten und im letzteren Fall davon fern bleiben.“

Im Gefolge der Königin waren zwei Damen; hören wir, wie das Publikum über sie urtheilte.

„Da ist unsere Königin,“ sagte ein Greis zu seinem Nachbar, „und bei ihr Madame Elisabeth und die Fürstin von Lamballe, zwei Engel!“ fügte er hinzu. „Ohne ihre Wohlthätigkeit wäre ich vor Elend gestorben, und dabei bin ich Ritter vom heiligen Ludwig; aber die Minister des alten Königs hatten die Grausamkeit, mir den Preis meines Blutes zu verweigern. Meine Verzweiflung war groß. In einem Augenblick der höchsten Noth ging ich nach Klein-Trianon, um mich ins Wasser zu stürzen; aber Gott sandte mir einen Retter, ich wurde herausgezogen, und als ich meine Augen öffnete, sehe ich zwei junge Frauen bei mir, welche sich mit Güte nach meinem Schicksal erkundigten. Ich erzählte ihnen Alles; sie versprachen mir, sich für mich zu verwenden, und am nächsten Tage erhielt ich ein königliches Pensionsdekret. Und das verdanke ich der Fürstin von Lamballe und der Madame Elisabeth.“

Und der alte Ritter vom heiligen Ludwig war dem Weinen nahe. Bald darauf spielte die traurige Halsbandgeschichte der Königin. Die Hofjuweliere Böhmer und Bassenge hatten seit lange die schönsten Diamanten, welche im Handel zirkulirten, gesammelt, um ein Halsband mit drei Reihen daraus zu machen, welches sie der Königin anboten; der Preis war 1600 000 Francs. Aber der Augenblick war schlecht gewählt für eine solche Acquisition; schon ertönten von allen Seiten die Worte: „Reform! Verminderung der Steuern!“ Und der Schatz war zu sehr angegriffen, als daß man anderthalb Millionen daraus hätte entnehmen können. Ludwig XVI. fand die Diamanten sehr schön, aber verweigerte, sie zu kaufen. Auch Marie Antoinette, obwohl sie das Halsband nicht genug bewundern konnte und laut ihre Lust bezeugte, es zu besitzen,

fügte sich doch bald der Ansicht des Königs. Jetzt begann der so bekannte Betrug, den die intrigante Gräfin von Lamotte, welche sich an Marie Antoinette rächen wollte, mit dem Kardinal von Rohan spielte, der das Halsband für die Königin kaufte. Es zeigte sich im Parlamentsprozesse, daß diese von der ganzen Sache nichts wußte.

Rohan hatte einen braven Diener, Namens Armand. Dieser, aufgebracht über die Behandlung, welche sein betrogener Herr beim Hofe erfahren, schwur der Königin ewige Rache.

Die Prinzessin Lamballe suchte häufig Zerstreuung gegen die Langeweile des Hofes; sie machte oft Spaziersfahrten in der schönen Umgebung von Versailles. Bei diesen Promenaden war es ihr aufgefallen, daß ihr jedesmal ein junger eleganter Cavalier zu Pferde begegnete und mit berebtem Blicke ihre edlen und graziosen Züge, ihr entzückendes Lächeln und ihre schönen, blauen Augen betrachtete. Dieser stille Kultus mißfiel ihr zwar nicht; aber sie hätte gern gewußt, wer der junge Mann sei. Sie ließ Erkundigungen einziehen; aber Niemand kannte ihn. Dieses Geheimniß reizte die Prinzessin noch mehr an, Näheres zu erfahren, und am nächsten Morgen beauftragte sie ihren Diener, dem Fremden nachzufolgen. Dieser brachte die Nachricht zurück, daß er weder in Versailles, noch in der Umgegend wohne, sondern in Paris, daß er im Hotel des Cardinals Rohan abgestiegen sei und Armand heiße.

Um diese Zeit gingen große Veränderungen im Staatsleben vor. Die Stände wurden nach Versailles berufen, und während Diese riefen: „Es lebe der König!“ sammelte sich vor dem Schloß eine wilde Menge an und verlangte, die Königin sollte mit ihren Kindern auf dem Balkon erscheinen.

„Sie soll sich nicht mehr in die Regierung mischen!“ rief unten eine Stimme.

„Ja,“ fügte eine andere hinzu, „und das Volk soll nicht mehr vor dem Könige niederknien.“

Dieser Gebrauch bestand nämlich bis zum Jahre 1789. Der Adel und der Klerus hatten allein das Recht, stehend mit dem Könige zu sprechen, die Mittelstände, Magistrate, Bürger u. s. w. waren verpflichtet, das Knie vor dem Souverain zu beugen.

Der Volkswille stürzte die Bastille und der König mußte nach Paris. Im Schloße zu Versailles herrschte große Verwirrung und Unruhe.

An diesem Tage bemerkte der Posten im Hofe einen Mann, in einen blauen Tuchmantel gehüllt, den Hut tief in's Gesicht gezogen, der Alles genau beobachtete, was vorging. Derselbe entfernte sich, um jedoch bald darauf von der anderen Seite eine kleine Treppe hinaufzusteigen, welche zu den Gemächern der Frau Lamballe führte. Er trat ohne Weiteres ein.

Eine junge Frau saß auf dem Sopha, sorglos in ihren Locken spielend. Beim Anblick des Fremden wollte sie zum Klingelzug eilen; aber er verhinderte sie daran und, indem er Mantel und Hut abwarf, rief er: „Prinzessin Lamballe, seit vierzehn Tagen kommen Sie nicht mehr zu unserem Rendezvous, ich bin daher genöthigt, Sie in Ihrem Palast aufzusuchen.“

Beim Anblick des Ritter Armand stieß die Prinzessin einen durchdringenden Schrei aus, der junge Mann aber verbeugte sich respektvoll vor ihr. „Fürchten Sie nichts, Madame,“ sagte er ruhig, „haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen, der Thretwegen leidet. Als wir uns öfter begegneten, schickten Sie mir Ihre Leute nach, um Erkundigungen über mich einzuziehen. Dies zeugt von Interesse.“

„Kein Wort mehr, mein Herr,“ unterbrach ihn die Prinzessin mit Würde, „erinnern Sie sich, welchen Respekt Sie mir schuldig sind.“

„Gott behüte mich, Madame, daß ich im Geringsten die Rücksicht verlese, die ich Ihrem Geschlechte schulde. Ich weiß, daß die Prinzessin Lamballe ebensowohl Achtung als Liebe verdient von allen denen, welche das Glück hatten, sich ihr zu nähern. Ihre Tugenden, Madame, sind anerkannt; Sie haben sich die Reinheit Ihrer Sitten bewahrt inmitten dieser leichtsinnigen Umgebung.“

„Wer giebt Ihnen das Recht, darüber zu urtheilen?“

„Ich komme zu dem Zweck dieses Besuchs. Der König ist jetzt in Paris, der Umsturz des Thrones —“

„Was wagen Sie zu sagen?“

„Eine für die Anhänger dieser Monarchie traurige Wahrheit. Das goldene Zeitalter ist vorbei, es beginnt das eiserne, auf die Feste werden die Wölfe folgen.“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn lebhaft die Prinzessin, „ich weiß, daß Sie Sekretär des Cardinals Rohan sind, dieses erbittertesten Feindes der Königin; was Sie da sagen, deutet auf ein schreckliches Komplott, Sie werden Ihre Worte vor Gericht wiederholen; es ist gut, daß man wisse, aus welchen Kreisen die Revolution stammt.“

Sie erhob sich, um zu schellen; aber Armand schnitt ohne Weiteres die Klingelschnur ab.

„Im Namen des Himmels, Wahnsinniger, was wollen Sie?“

„Hören Sie mich, Prinzessin. Die Gefahr, von der Sie umringt sind, giebt mir den Muth, Ihnen zu rathen, ihre Vorurtheile der Geburt und des Herkommens fahren zu lassen. Verachten Sie alle eitlen Konventionen und vertrauen Sie sich ohne Furcht einem Manne an, welcher bereit ist, für Sie sein Leben zu opfern.“

Die Prinzessin warf ihm einen Blick zu, der auffallend mit der ihr so prophetisch angekündigten Gefahr kontrastirte. Armand war überrascht, faste sich jedoch gleich wieder und sagte: „Sehen Sie da draußen jene Allee; der Augenblick ist nicht fern, wo dieser Weg mit einer wilden Menge bedeckt sein wird, die nach dem Haupte des Tyrannen schreit; dann aber werden auch alle treuen Diener fallen. Prinzessin, Ihre blinde Hingebung wird Sie tödten, wenn Sie mir nicht folgen.“

Die Prinzessin sprang plötzlich auf, öffnete eine Seitenthür und rief einen Diener.

„Dieser Mann hat sich im Schloße verirrt,“ sagte sie, „wollen Sie ihn bis unten vor das Thor hinausbegleiten!“

Einige Minuten später befand sich Armand auf dem Wege nach Paris, das Herz voll finsterner Verzweiflung, die Seele in der größten Bewegung. In der Allee blickte er sich noch einmal um und rief: „Rache, Rache!“

Die Zeiten wurden immer unruhiger und es begannen bereits die Emigrationen. Viele hohe Familien, die bisher am Hofe gelebt, verließen Frankreich. Die Prinzessin blieb tren. Von da datirt die innige Freundschaft, welche Marie Antoinette für sie empfand. Beide Frauen lebten in der größten Einfachheit, vorüber war die Zeit der glänzenden Toiletten, Coiffuren und Diamanten und die Zeit der Spiele in den Salons; ihr Anzug bestand aus einem weißen Mouffelin Kleid und Strohhut.

Der Hof stand ganz vereinsamt; mit Schmerz sah der König, daß der Adel theils auswanderte, theils zur Revolution übertrat. Nach einem unruhigen Abend hatte die Königin, ohne sich auszukleiden, sich müde auf ihr Bett niedergeworfen. Frau von Lamballe zog sich zurück, um ebenfalls einige Minuten Ruhe zu genießen; aber in demselben Augenblicke kam der

Marquis Favras zu ihr mit der Nachricht, daß das Leben der Königin in Gefahr schwebte. „Der Pöbel,“ sagte er, „naht heran, vornehmlich Weiber, Magären, welche die schrecklichsten Drohungen ausstoßen.“

„Was ist zu thun, mein Herr?“ fragte die Prinzessin.

„Schleunigst Ihre Majestät benachrichtigen, daß diese Nacht das Schloß von Mördern, menschlichen Tigern angefallen werden wird, sie sind betrunken, roh und zu Allem fähig.“

Die Prinzessin eilte erschreckt zu ihrer Freundin. Während betrachtete sie das Schmerzensbild der schlummernden Königin.

„Nein,“ sagte sie, „ich will sie nicht zu neuem Jammer wecken.“

Etwa eine Stunde später drang eine wilde

Antwort, „Sie vor der Wuth des Volkes zu schützen, das entschlossen war, die Mitglieder der königlichen Familie, wie auch alle ihr zugehörigen Personen zu beseitigen.“ „Prinzessin,“ fügte er hinzu, „der Augenblick ist kostbar, setzen Sie sich nicht der Wuth des betrogenen Volkes aus.“

„Wer sagt Ihnen, mein Herr, daß man das Volk betrügen will?“

Und ehe Armand noch ahnen konnte, was sie thun wollte, öffnete sie die Thür und rief der Wache zu: „Arretiren Sie diesen Menschen!“

Der Grenadier gehorchte und als Armand Widerstand leistete, packte er ihn derb am Kragen und

führen. Der Graf Inisdal begab sich eines Abends in die Tuilerien zur Prinzessin Lamballe mit der Nachricht, daß man in der Nacht den König retten werde. Zweihundert Adelige hätten sich verbunden, um die Flucht Sr. Majestät zu sichern und es bedürfe nur noch seiner Zustimmung, um ihn der Volkstyrannei zu entreißen.

Die Prinzessin antwortete, daß es ihr nicht lieb wäre, vom Adel als Vermittlerin in dieser Sache ansersehen zu sein, und daß sie voraussehe, der König werde zu diesem Plane nie seine Zustimmung geben. Dies traf in der That ein. Ludwig XVI. spielte gerade Whist mit seiner Frau und seiner Schwester, als man ihm die Angelegenheit mittheilte. Er antwortete kalt, daß er damit durchaus nicht einverstanden sei.

Marie Antoinette ihrerseits machte jedoch von diesem Tage an Reisevorbereitungen. Fast alle Tage ging sie allein aus zu Fuß, be-



Colorado-City. (Mit Text auf Seite 72.)

Bande, Kommandirt von Armand, früher Ritter, jetzt französischer Bürger, wie er sich nannte, auf den Schloßhof. Die Schweizergarden leisteten tapferen Widerstand, aber die Rotte bewältigte sie und stürzte die Treppe des Schlosses hinauf. Die Königin wäre verloren gewesen, wenn nicht in diesem Augenblicke die franz. Garden und die Nationalgarde zu Hülfe gekommen wäre, welche, besser bewaffnet, die Menge nach kurzem Widerstand bewältigten. In dem Tumult war es indessen Armand gelungen, mit einer mit Piken und Aexten bewaffneten Abtheilung bis in das Zimmer der Königin vorzudringen, dieselbe befand sich glücklicherweise nicht mehr dort. Er eilte in die Gemächer der Prinzessin Lamballe, welche ebenfalls leer waren. In demselben Augenblicke hörte er draußen Lärm, es wurden Posten aufgestellt und die Offiziere gaben Ordre, Niemanden weder ein- noch auszulassen.

„Teufel,“ sagte Armand zu sich, „es scheint, daß ich durch die Soldaten Lafayettes hier gefangen bin.“

Nachdem die Königin in Sicherheit war, kam Frau von Lamballe allein wieder in ihr Gemach zurück. Sie war nicht wenig erschreckt, den Mann hier zu finden, den sie auf immer entfernt zu haben glaubte.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie kalt.

„Ich bin gekommen, Madame,“ lautete die

schob ihn unsanft weiter. Aber die Gefangenschaft dauerte nicht lange, Dank der Intervention Mirabeau's, der eben in's Schloß gekommen war.

Noch dachte Niemand an das schreckliche Ende, welches später erfolgte; noch immer erschien es, als würde der Thron gerettet werden. In den Tuilerien hatte der Hof seine alten Gewohnheiten wieder aufgenommen. Marie Antoinette hielt, wie in Versailles, zwei Abendgesellschaften wöchentlich; auch bei der Prinzessin Lamballe war häufig Empfang. Der Ruf dieser geistreichen Frau, ihre Schönheit, ihre feinen Manieren, der Reiz, den sie auf ihre Umgebung ausübte, ließen es als eine besondere Ehre erscheinen, zu diesen Soirées zugelassen zu werden. Hier verkehrten auch viele Offiziere der Nationalgarde.

Dennoch sah die königliche Familie in den Tuilerien eigentlich eher im Gefängnisse. Einige Adelige beschloßen, den König zu ent-

scheiden gekleidet, um die nöthigen Sachen zu kaufen. Unglücklicherweise wurden aber alle ihre Schritte genau beobachtet und rapportirt. Alle Vorbereitungen waren beendet. Die Prinzessin Lamballe, welche nicht mitreisen konnte, wollte am Tage nach der Flucht des Königs auf's Land gehen.

Der König beauftragte den Grafen von Fersen, einen Schweden, welcher seit einigen Monaten in Paris wohnte, ihm einen Wagen und Pässe auf den Namen Baron von Korff nebst Familie zu besorgen. Fersen erbot sich, selbst den Wagen zu fahren. Am 20. Juni, 12 Uhr Abends, bestieg Graf Fersen als Kutscher den Bock und fuhr die königliche Familie bis Banoi, von wo er wieder nach Paris zurückkehrte, um sein Versprechen zu erfüllen, das er der Königin gegeben hatte, nämlich die Flucht der Prinzessin Lamballe zu beschützen. Der Anfang der Reise war ziemlich glücklich, aber etwa 12 Meilen von



Castell von Ischia. (Mit Text auf Seite 72.)

Paris brach etwas am Wagen und man mußte drei Stunden in einem kleinen Dorfe warten, bis der Schmied den Schaden reparirt hatte.

Dieser Verzug hatte traurige Folgen.

Die viele Bagage verlangsamte unnütz den Marsch.

Vor Varennes angekommen, wo die Pferde gewechselt wurden, erkannte bekanntlich der Postmeister den König.

Auf die Kunde hiervon, welche sich schnell verbreitete, lief das Volk zusammen, es erschien die Nationalgarde und Alles war verloren.

Während man die gefangene königliche Familie nach Paris zurückführte, war die Prinzessin Lamballe mit dem Grafen Fersen noch in den Tuileries.

Der Tag fing schon an zu grauen, als Fersen zurückkam.

„Gerettet,“ rief er, „der Himmel hat uns beschützt!“

Die Prinzessin war auffallend unruhig. „Meine Leute zögern,“ sagte sie, „mein Wagen —“

Sie beendigte nicht. Im Hofe vernahm man großen Lärm. Gleich darauf trat Lafayette bei ihm ein.

„Madame,“ sagte er, „es ist unmöglich, daß Sie die Tuileries verlassen; was sich in der vergangenen Nacht ereignete, hat die Municipalität zu den strengsten Maßregeln veranlaßt. Ich bedaure, daß mich meine Pflicht zwingt.“

„Herr General,“ unterbrach ihn die Prinzessin, „das ist Verraubung der Menschenrechte. Bin ich nicht frei?“

„Gestern, Madame, waren Sie es, heute nicht mehr. Darf ich Sie fragen, wer dieser Herr ist?“

Der Graf trat vor und antwortete: „Ich heiße Fersen.“

„Haben Sie nicht Pässe für den König besorgt auf den Namen eines Baron von Kowff? — Mein Herr, ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften.“

„Ich bin Ausländer!“ rief der Graf heftig. „Ihre französischen Gesetze haben keine Macht über mich!“

„Sie sind in Frankreich, Herr Graf, und müssen jetzt der Nationalversammlung gehorchen.“

Fersen wurde von dem Posten verhaftet und in das Gefängniß abgeführt. Die Prinzessin war in den Tuileries gefangen. Sie zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, als eine Kammerfrau ihr meldete, daß ein Offizier der Nationalgarde sie dringend zu sprechen wünsche. Sie glaubte, daß vielleicht eine der Sachen des Königs ergebene Person ihr wichtige Mittheilungen zu machen habe, aber wie erstaunte sie, als sie sich dem Manne gegenüber sah, dessen Erscheinen stets ein neues Unglück ankündigte.

„Madame,“ sagte Armand, „obgleich Sie mich vernichtet haben, auch jetzt noch in Ihrem Unglück komme ich zu Ihnen,“ und indem er vor ihr niederkniete, rief er: „Ich liebe Sie!“ Die Prinzessin zitterte und schwieg. Sie konnte keine Hinniegung zu einem Manne haben, der nichts als Drohungen im Munde führte, um deren Gunst zu erlangen, die er anbetete; indessen dachte sie an ihre schwierige Lage, wie an die ihrer Freundin und Königin, und entschloß sich zu einer kleinen List.

„Ich habe noch keinen Beweis, daß Sie mich lieben,“ sagt sie nach einer Weile. Armand antwortete, sie möge von ihm verlangen, was sie wolle. Sie sagte nun, sie wolle nach England gehen und er solle sie dahin begleiten. Armand ergriff feurig ihre Hand und bedeckte sie mit Küffen.

Noch an demselben Abend brachte er Pässe und hat sie, in der Nacht mit ihm Paris zu verlassen. Doch bei der Rückkehr der königlichen Familie hielt sie es für eine Feigheit, Marie Antoinette im Stiche zu lassen und sie wies Armand zurück. In den Tuileries waren der König und die Königin nach ihrer Rückkehr nur noch von Spionen umgeben.

„Sehen Sie, was unsere Arretirung in Varennes bewirkt hat,“ sagte Antoinette zu ihrer Kammerfrau, und sie zeigte ihre Haare, welche über Nacht weiß geworden waren.

Jetzt konnte man nur noch das Heil von außen erwarten. Die Prinzessin Lamballe hatte ein sehr sinnreiches Mittel erfunden, um ohne Gefahr mit dem Auslande zu correspondiren; alle Agenten in Wien, Koblenz und England hatten ein Exemplar derselben Ausgabe von Paul und Virginie; der Brief, welcher abging, enthielt weiter nichts, als die Ziffer der Seite und Linie, wo sich die bezeichnenden Wörter und Sätze befanden. Man braucht oft fünfzig bis sechzig Seiten für einen Brief von zwölf Linien. Viele dieser chiffirten Briefe fielen in die Hände der Spione, aber man konnte ihren Sinn nicht errathen.

Der König war immer ruhig — und doch war sein Tod schon beschlossen. Am 20. Juni 1792 drängten sich große Menschenmassen gegen die Tuileries. Ueber zehntausend Menschen riefen: „Vive la nation!“ und der König wiederholte: „Vive la nation!“ Ein Arbeiter reichte ihm seine rothe Mütze, welche Ludwig aufsetzen mußte. Der Kommandant der Avantgarde dieser wilden Menge verließ nicht den großen Saal und konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Prinzessin Lamballe, welche zu ihrem Entsetzen Armand erkannte, diesen Menschen, dessen hahnerfüllte Liebe sie überall verfolgte und der ihr ein neues Unheil anzukündigen schien.

Diese Volksaufläufe wiederholten sich und durch den Lärm hörte man drohende Schreier gegen den König und die Königin. Marie Antoinette schien eine gewisse Borahnung des ganzen Unglücks zu haben. Sie sprach häufig von dem Schicksal Karl I. von England. Bald sollte die letzte Stunde schlagen.

Am 9. August Abends saßen Marie Antoinette, Madame Elisabeth und die Prinzessin Lamballe in einem Kabinet zusammen; die Königin hatte sich auf ein Kanapee gelegt und unterhielt sich mit Madame Lamballe über die gefährliche Lage, als man vor dem Zimmer schießen hörte. Es war so weit gekommen, daß man an die Vertheidigung der Tuileries denken mußte. Der König eilte mit seiner Familie durch den Tuileriegarten in die Nationalversammlung. Es ist bekannt, wie der traurige Widerstand der Schweizergarde endete. Die Tuileries wurden genommen und Alles niedergemetzelt. Als die Pikenmänner auch die Hofdamen, darunter die Prinzessin Lamballe, niederstießen wollten, stellte sich plötzlich ein junger Mann dazwischen und rief: „Gnade für die Frauen, entehrt nicht die Nation.“ Es war Armand, er bot der Prinzessin seinen Arm, um sie in Sicherheit zu bringen, diese aber wies ihn ab.

Gleich darauf erklärte der Kommandant die noch lebenden Tuilerienbewohner für verhaftet.

Die letzten Getreuen waren am 10. August gefallen; der König und seine Familie waren in Zellen untergebracht und die Prinzessin Lamballe saß im Gefängniß. Die Königin beweinte sie und klagte sich an, ihr Unglück verschuldet zu haben. Zu ihren Kindern sagte Marie Antoinette: „Unglückliche Geschöpfe, welches wird eure Zukunft sein!“

Madame Lamballe wurde verhört, man wollte von ihr heraushaben, daß der Hof selbst den blutigen 10. August verschuldet habe. Sie

wies diese Insinuationen zurück und ließ sich weder durch Versprechen, noch durch Drohungen zu einem Berrath herbei.

Welcher Schrecken erfaßte sie, als sie in Demjenigen, welcher sie verhörte, Armand erkannte. Er fragte kurz nach Vor- und Zunamen.

„Prinzessin Lamballe,“ antwortete sie.

„Es heißt: Bürgerin Lamballe. Deine Wohnung?“

„Tuileries.“

„Also Du leugnest Alles? Führt diese Frau auf Nr. 12,“ befahl er den Dienern.

Man stieß sie in eine enge Zelle. Der bleiche Mond schien durch das Eisengitter. Sie fiel erschöpft auf das Strohlager nieder und gab ihren Thränen freien Lauf. Endlich überwältigte sie die Müdigkeit, sie hatte drei Nächte nicht geschlafen.

Am nächsten Morgen weckten sie die Sonnenstrahlen. Als sie erwachte, stieß sie einen Schrei aus, sie hatte im Schlafe Alles vergessen. Plötzlich rasselte die Kerkerthür und Armand erschien vor ihr.

„Madame,“ sagte er, „fürchten Sie sich nicht vor mir, ich komme nicht mehr, um zu Ihren Füßen heiße Worte der Liebe zu stammeln. Ich bot Ihnen den Rettungsarm, Sie haben ihn ausgeschlagen, jetzt ist Alles vorbei. Es kostete mir Mühe, die heiße Liebe für Sie in meinem Herzen zu ersticken. Heute habe ich nur noch Mitleid für Sie. O, Sie haben mich grausam leiden lassen und doch wie gern möchte ich Sie retten, aber es ist unmöglich. Ihr Schicksal ist der Tod.“

Mit diesen Worten ging er hinaus.

Mehrere Tage vergingen, es schien, als bekümmere man sich nicht um die Gefangenen. Da, es war am 1. September, rief eine Proklamation an allen Straßenecken das Volk zu den Waffen; man müsse nicht blos die Verräther in's Gefängniß werfen, sondern sie ganz umbringen. Am 2. September um sechs Uhr Morgens wurde in ganz Paris Generalmarsch geschlagen und in allen Gefängnissen begannen die Massacres.

„Arme Prinzessin,“ sagte Armand, indem er in das Innere des Gefängnisses trat, „Dein Leben hängt jetzt von betrunkenen Bestien ab.“ Die Kerkerthüren wurden geöffnet und der wilde Pöbel warf sich würgend auf seine Opfer.

Armand war in der Nähe der Prinzessin. Ein Henker wollte ihr einen Schlag versetzen, er fing ihn auf. Muthig vertheidigte er sie bis der unglückliche junge Mann tödtlich verwundet niederfiel, und sein Fall war das Signal zum Tode der Prinzessin, deren Hand er konvulsivisch drückte. So waren sie wenigstens im Tode vereint.

Einige Stunden später steckten trunksüchtige Weiber, Kannibalen, den Kopf der Prinzessin auf eine Pike und trugen ihn schreiend und jubelnd durch die Straßen bis vor das Gefängniß der Königin. Marie Antoinette fiel bei diesem Anblick in Ohnmacht!

Wie gelebt, so entschwebt.

(Nachdruck verboten.)

Cäsar gab bekanntlich auf die Frage, welcher Tod der angenehmste, die Antwort: der unerwartete. Er hatte Recht; Sterben ist ein gewaltfamer Akt; zum Sterben ist Kraft nöthig, die Jugend stirbt deshalb noch leichter, als das Alter. „Und setzet man nicht das Leben ein, wird nimmer das Leben gewonnen sein,“ so denkt und ruft begeistert mit ihrem Schiller die Jugend, wogegen das Alter bedächtigt dem Tode

ausweicht, ihn abzuwehren, zu bekämpfen sucht. Und doch entflieht dem Tode nur, wer ihn verachtet, den Furchtsamen verfolgt er am meisten. Freilich, er ereilt nicht Jeden auf gleiche Weise. Dennoch meinten die Römer: *ut vivis, ita ibis*, wie gelebt, so entschwebt, und schon Tacitus bestrebt sich, aus den Todesarten vieler römischen Kaiser die Wahrheit dieses Sprichwortes zu beweisen. So starb der aalglatte galante Oktavian nach Jenem mit einem Komplimente an seine Frau: *Livia conjugii nostri memor vivo et vale!* (Livia, bleibe unseres Bundes eingedenk und lebe wohl!) Vespasian, der nach Sueton oft äußerte, ein König müsse stehend den Tod erwarten, starb mit einem Scherz, indem er, auf einem Stuhle sitzend, auf seine Apotheose anspielend, sagte, *ut puto, Deus sic* (wie ich glaube, werde ich jetzt ein Gott). Der strenge Galba starb mit einem Richterspruch: „Tödtet mich, wenn Du glaubst, daß es zum Nutzen des römischen Volkes.“ Septimus Severus mit einer Auforderung: „Seit zur Hand, falls mir noch etwas anzuordnen übrig!“

Der nach Erkenntniß strebende Göthe ruft: „Mehr Licht“; Lord Byron, der begeisterte Dichter der griechischen Freiheitskämpfe: „Nuth und Vorwärts.“ Wie er gelebt, so entschwebte namentlich August III., König von Polen, während der Tafelfreuden vom Schläge gerührt, und ähnlich sein sybaritischer Minister Graf Brühl. Er ließ, sein Ende fühlend, den köstlichsten Ungarwein kommen und hauchte, indem er die Gesundheit seiner Freunde trank, seine Seele aus. Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig, gleichfalls ein großer Freund der Tafelfreuden, starb (1613), weil er, bereits mit dem Fieber behaftet, zu viel Melonen gegessen und Wasser getrunken hatte. Ebenso endete auch Graf Lamberg, Bischof zu Passau, an seinem Lieblingsgerichte: Sauerkraut mit Speck und Würsten.

Auch das Uebermaß der Freude ist sehr oft die Ursache eines plötzlichen Todes gewesen. So erzählt man vom Papste Leo X., dem großen Mediceer und Kunst-Mäcen, daß er aus Freude wegen des Sieges der Kaiserlichen über die Franzosen gestorben sei. Veranlassung zu einer ähnlichen Todesart war auch der große Leibnitz. Er hinterließ 16000 Thaler seinem Schwesterjohn, dem Pastor Löffler zu Probstheyda, der die Geldsäcke nach Hause holte. Bei ihrem Anblicke rührte seine Frau vor Freude der Schlag. Vor Lachen sind viele gestorben. Es existirt sogar von einem gewissen B. Textor ein besonderes, 1759 erschienenes Verzeichniß von namhaften Männern, die so geendet. Der lustige Fröhlich, Hofnar und Kammerherr August des Starken, dessen Devise lautete: „Semper fröhlich, nunquam traurig“ und dessen 60 Unzen wiegender silberner Kammerherrn Schlüssel ihm zugleich zum Zehnpokal diente, starb in Warschau lachenden Todes.

Ungleich häufiger ist der Tod aus der entgegengekehrten Ursache, vor Gram und Aerger. Und doch haben ihn selbst wahrhaft große Männer nicht vermeiden können. So der berühmte Cardinal und Minister Karl's des Fünften, Kimenes, nicht. Er konnte sich nicht hinwegsetzen über die kalte und herzlose Art, wie der Kaiser ihn entließ. Seine Verdienste, so ließ dieser ihn bedeuten, seien so groß, daß nur Gott im Himmel sie belohnen könne; er erlaube ihm daher, seine Tage in Ruhe in seinem Bisthum Toledo zu beschließen! Aus Aerger starb ebenso der berühmte Historiker Thurnmayer, genannt Aventinus, der unter der Regierung Albrecht's V. von Bayern lebte. Man hatte ihn 1534 zu Ingolstadt als Reher, der die Fastengebote übertreten, eingekerkert. Uebermäßiger Aerger war gleichfalls die Ursache des Todes vom Fürsten Kaunitz-Nietberg, dem

bekanntem österreichischen Staatskanzler und „europäischen Rutscher.“ Er erfuhr, daß seine Rivalen Cobenzl und Spielmann seine Namensunterschrift nachmachen ließen und nahm sich das so zu Herzen, daß er nicht mehr aß, alle Arznei verächmähete und sich förmlich zu Tode hungerte. Von dem zweiten Fürsten zu Solms-Lich, Karl, erzählt man, daß er sich in seine Mediatisirung nicht habe finden gekonnt und aus Gram darüber 1807 gestorben sei. Jedemfalls eine triftigere Todesursache, als die des Doktor Plathner, Professors an der Universität zu Leipzig, bekannt durch seine „Anthropologie“ und seine „Aphorismen.“ Er starb 1818 aus Schwermuth oder Aerger, weil ihm die neugestiftete sächsische Hof-Chre, der Civil-Verdienst-Orden, entgangen war. Als ernsteres Beispiel zählen wir noch den Tod des Autors der „Anpartheißen letzten Historie“, Gottfried Arnold, auf, der die allerdings seltsame Art, in welcher Friedrich Wilhelm I. von Preußen seine Armee rekrutirte, nicht verschmerzen konnte. Er war Prediger in Perleberg und theilte gerade das Abendmahl aus, als die Werber des Königs in die Kirche drangen und die jungen Burschen ohne Weiteres wegschleppten. Die Alteration über die Störung der gottesdienstlichen Handlung und Mißachtung seines Amtes und Berufes tödteten Arnold. Schön ist immer der Tod im Beruf, wie ihn Geistliche am Altar und auf der Kanzel, Redner auf der Tribüne, Richter in foro erlitten haben, wie ihn z. B. auch Friedrich II. Kabinettsrath Stelken erfuhr, der während des Vortrages beim Könige vom Schläge getroffen niederfiel, in demselben Jahre, in welchem auch der König starb. Auch den Tod des Oberstlieutenants Wiedenmann in Dresden, der die von dem Franzosen Longdure modellirte Statue August's II. in der Dresdener Neustadt goß, könnte man dahin rechnen. Er verschied, getödtet von den Dämpfen des bei der Vergoldung gebrauchten Quecksilbers.

Mit vollem Bewußtsein, ruhig, selbst freudig zu sterben, ist ein Glück, das nur wenigen Sterblichen zu Theil wird. So starb Kaiser Leopold I. von Oesterreich unter den sanften Tönen der Musik, die er, sein Ende fühlend, sich vorspielen ließ. Von dem berühmten mecklenburgischen Geschichtschreiber Frank erzählt man, daß er bei der Todesnachricht eines seiner Bekannten ganz ruhig geäußert habe, er selbst werde am folgenden Tage sterben, und daß solches buchstäblich eingetroffen. Er las am 21. Juli 1756 in seiner mecklenburgischen Geschichte, griff sich plötzlich in den Nacken und sank mit dem Worte: „Ey“ um. Er hatte sich immer einen plötzlichen Tod gewünscht. Schön war auch das Ende des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt. Er starb 1768 im Theater, in demselben Momente, als ein zum Tode abgehender Schauspieler die Worte sprach: „Gott sei meiner armen Seele gnädig.“

Das Leben in der Großstadt.

(Nachdruck verboten.)

Nirgends macht sich das Extrem zwischen „Reich“ und „Arm“ — zwischen „Glücklich“ und „Unglücklich“ so augenfällig geltend wie in den Großstädten. Neben dem immenssten Reichthum schreitet hier die bitterste Armuth über die breite, prachtvoll erleuchtete Straße. Dem heiter lächelnden Gesicht des verwöhnten Millionen-Töchterchens gegenüber sieht man das verfallene Antlitz eines halb verhungerten Kindes des elendesten Proletariats.

Reich und Arm — Glücklich und Unglücklich — die Tugend und das Laster wohnen neben-

einander — oft in einem Hause nur von dünnen Mauern getrennt, und hat dabei kaum eine Ahnung von ihrer gegenseitigen Existenz, ihrem gegenseitigen Treiben und Denken — Fühlen und Leiden.

Es war ein wunderschöner Herbstabend, der mich zu dieser Betrachtung veranlaßte. Der vorangegangene Tag hatte mir vielfache Erregungen gebracht, so konnte ich seelisch und geistig noch nicht Ruhe genug finden, um mich in mein Schlafzimmer zu begeben und das Bett aufzusuchen. Ich öffnete das Fenster und schaute auf die Straße hinab. Es war um die zehnte Stunde und reges Leben herrschte noch da draußen. Aus den ebenfalls weit offenen Fenstern der Etage unter mir schallte frohes Lachen und Gläserklingen. Mein Wirth, ein sehr reicher Mann, wohnte dort und beging heute mit all dem Glanz und der Pracht, die sein Reichthum erkaufen konnte und der Luxus erfunden hatte die Verlobung seines einzigen Kindes, einer schönen, gut erzogenen Tochter, mit einem jungen Beamten des Finanzministeriums.

Ich hörte die Hochrufe deutlich zu mir heraufklingen und wünschte dem lieblichen Bräutchen, das mir zufällig wohl bekannt war, alles Wohlergehen und allen Frieden für ihr künftiges Leben an der Seite des jungen Mannes, den sich ihr Herz auswählt, in dem festen Glauben, nur mit ihm glücklich werden zu können.

Noch dachte ich darüber nach, wie manche Hoffnung eines jungen vertrauenden Herzens in dieser Beziehung aber schon betrogen worden, als ich auf der Straße dicht vor unserer Hausthür einen sich immer vergrößern den Menschenauslauf bemerkte. Und nun sah ich auch, daß man einen Sarg aus dem Hause trug, um den Todten darin der Leichenhalle zuzuführen. Plötzlich aber schrillte es ohren- und herzerreißend zu mir herauf:

„Mutter, liebe, liebe Mutter!“

„Hoch, Hoch!“ schallte es aus der Belleetage, in der der reiche Besitzer des Hauses wohnte, welcher den Ehrentag seines Kindes beging, zwischen die Zimmerlaute des armen kleinen Bubens. Der verwaisete Knabe wollte sein Mütterchen nicht fortbringen lassen zum stillen Friedhof, von dem es keine Rückkehr mehr giebt.

Fast gewaltsam nur konnte man die Vermichen des Kindes von dem Sarge lösen. Als bald aber setzte sich auch der Zug in Bewegung — ordnungslos und hastend, denn der Rutscher, dem man den Sarg anvertraute, hatte keine Zeit zu verlieren und fuhr eilig mit der Leiche auf seinem Wagen dem entfernt liegenden Kirchhofe und der Leichenhalle zu.

Raum aber war er meinen Blicken entschwinden, so fuhr auch schon ein anderes Gefährt vor das Haus. Es war ein geschlossener dunkelgrüner Wagen, dessen Erscheinen überall mit einem gewissen Schrecken begrüßt wird.

Fünf Minuten später sah ich, wie eine sehr elegant gekleidete Dame in die berühmte Equipage der heiligen Hermandad stieg. Ich kannte sie nicht — wie sollten mir auch alle Personen bekannt sein, die in dem großen Hause mit seinen vier mächtigen Hintergebäuden wohnten. Erst sehr viel später erfuhr ich durch die Zeitung, daß ich monatelang unter einem Dach mit der berühmtesten Hochstaplerin der Großstadt gelebt, der man nun aber endlich auch das Handwerk gelegt.

Mümmthig schloß ich jetzt aber das Fenster und eine tiefe Sehnsucht nach meiner stillen, trauten, fernen Heimath zog mir in die Seele.

Lautenspielerin in Japan. (Zu unserem Bilde auf Seite 65.) Es giebt eine Sprache, welche von allen Menschen des Erdballes verstanden wird, mögen diese auch noch so verschieden in Rasse, Heimath oder Sitten von einander sein. Dies ist die Musik, das liebliche Geschenk Apolls. Wir waren auf unserer Reise um die Erde nach Yedo gekommen und machten von hier Abstecker nach den verschiedenen benachbarten Ortschaften. Bei einer Lustpartie nach Yoozen nahmen wir in einem Wirthshause ein sehr schmachtendes Diner ein und wurden von jungen Mädchen bedient, welche während des Mahles unserem Ohre gleichzeitig einen Genuß, den ihres Lautenspieles, verschafften. Sie spielen dieses Instrument mit Virtuosität und wissen die Zwischenpausen durch ebenso anziehende, wie sittenreine Unterhaltung für den Gast angenehm auszufüllen. Sollte eine derartige Bedienung von „zarter Hand“ nicht dem in den meisten europäischen Städten gebildigten Brauche als Vorbild hingestellt werden können?

Colorado-City. (Zu unserem Bilde auf S. 68.) Es ist ganz außerordentlich, welche kolossalen Aufschwung Texas seit wenigen Jahren genommen hat. Namentlich im Nordwesten des Staates, an der Texas-Pacifc-Bahn, hat sich eine ganze Anzahl von Städten herangebildet, welche, wenn auch der Hauptsache nach aus Holzgebäuden bestehend, doch die Hebung des Staates wesentlich fördern. Colorado, das ebenfalls erst wenige Jahre besteht, zählt zur Zeit etwa 4500 Einwohner, welche meist in den Gold- und Silberminen thätig sind. Es ist unstrittig eine der am schnellsten gewachsenen Städte in den Vereinigten Staaten; in ihrer Umgebung wird große Viehzucht, besonders in Rindvieh und Schafen, getrieben. Das Städtchen hat bereits 2 Nationalbanken.

Jägerlatein. Ein alter Oberförster erzählte neulich in einer Gesellschaft: „Einst gehe ich mit meinem Nimrod durch die Strasse; da mit einem Male fängt er an, an einem Hause herumzuspringen und zu schnüffeln, daß weder Worte, noch Schläge ihn davon wegbringen können; namentlich hatte er es auf die Hausthüre abgesehen. Beim Herker, denke ich, die Hasen werden doch nicht incognito in der Stadt umherlaufen. Und als ich noch überlegte, wie ich den Hund wegbringen sollte, kam eine Magd, um in's Haus zu gehen. Sie entschuldigen, meine Schöne, sage ich also, haben Sie vielleicht Kaninchen oder sonst etwas Wildpretähnliches im Hause? Mein Hund scheint hier eine Spur zu haben und ich möchte mich gern von seinem Aufspürtalente überzeugen. — Wie, antwortete die Magd, Sie glauben, mein Herr sei Wildprethändler, da irren Sie sich. Oder, fuhr ich fort, haben Sie Wildpret vielleicht heute gepfeift und die Reste noch im Haus? — Auch nicht; das ganze Jahr kommt kein Stück auf den Tisch, die Herrschaft ißt's nicht gern, sagte die Magd und öffnete die Thür. Wie besessen lief der Hund hinein, ich und die Magd folgten ihm über die Treppe, eine Treppe hinauf über einen langen Gang und erreichten den Kötter in der Küche mit beiden Vorderpfoten auf dem Herde stehend; und was war hier? — Ein Kochbuch lag aufgeschlagen auf dem Herde und da stand: Nr. 312, Hasenbraten marinirt zu bereiten.“

Lebensregel. Man legt seinen Lebenspfad am besten zurück, wenn man sich soviel zurücklegt, um ein Mittergut kaufen zu können.

Charade.

Die erste Silbe streben
Nur Wenige zu sein.
Die Zweite läßt im Leben
Uns keine Kämpfe schen'n.

In einem edlen Glanze
Die Schönheit man erblickt,
Wenn sie das holde Ganze
Mit seinem Zauber schmückt.
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Logogriph.

Bewährtes Kleidungsstück bin ich,
Das man nur paarweis kennt.
Der Kartenspieler liebet mich,
Vom ersten Lied getrennt.
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Reuigent.



Aktuar: „Herr Präsident, ich bringe die Akten des Verurtheilten.“

Präsident: So, er ist zum Tode von unten nach oben verurtheilt, aber von oben nach unten begnadigt worden; was sagte er denn zu der Milde rung der Strafe?“

Aktuar: „Er sagte: Was? Erst soll ich von unten nach oben und dann wieder von oben nach unten — nun will ich überhaupt garnicht!“

Von der Zerstretheit des großen Molière existiren zahlreiche Anekdoten. Wenig bekannt mag folgende sein. Molière ließ sich einst kurz vor Beginn der Theatervorstellung in einer Brucette (einem zweirädrigen Fahrstuhl, der von einem Menschen gezogen wird) von seiner Wohnung nach dem Schauspielhause transportiren. Da die Brucette sich nur langsam im Straßenkotho vorwärts bewegte, so verlor Molière die Geduld, sprang aus dem Sessel und begann, in Gedanken verloren, aus vollen Kräften das leere Fuhrwerk vorwärts zu schieben. Erst des Dieners lautes Lachen weckte ihn aus seinem wachen Traume.

Rebus.

VNÜ VNÜ

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Welcher deutsche Fluß hat den Namen
eines geschwähigen Vogels.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Germine.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Die Wetzler — sie sprechen Jedermann an.

Castell von Ischia. (Zu unserem Bilde auf Seite 69.) Ischia, die größte Insel des Golfs von Neapel, mißt 96,3 qkm und hat 24550 Einwohner, die sich meist mit Fischfang, Obst- und Weinbau beschäftigen. Die Stadt liegt an der Ostküste, hat 6497 Einwohner und einen bedeutenden Hafen, der durch ein Castell beschützt wird. Das letztere, jetzt Staatsgefängniß, frönt malerisch einen etwa 200 m hohen Basaltfelsen und ist nur durch einen niedrigen jämalen Damm mit dem Ufer verbunden. Zur Mittelalter hieß die Insel Iscla und war lange Zeit ein bedeutender Bischofssitz.

Schlagfertig. Ein Amerikaner und ein Irlander ritten mit einander an einem Galgen vorbei. „Nun Pat“ frug der Erstere, „wo würdest Du sein, wenn der Galgen hätte, was ihm gebührte?“ — „Ich müßte jetzt gewiß allein reiten“, war die Antwort.

Grünspan. „Ich möchte wissen, was aus der Ehe werden wird!“ rief ein Mann, Namens Kupfer, dessen Tochter einen gewissen Sauer geheirathet hatte. — „Was d'raus werden wird?“ entgegnete ihm ein Witzbold, „na, das ist doch klar — Grünspan.“

Die Friedrich II. der Jagd abhold wurde. Die Neigung zur Jagd hat sich bei Friedrich II. frühzeitig verloren. Noch in Küstrin, nach Aufhebung seiner Gefangenschaft, erholte er sich öfter mit Jagen, dem er ziemlich leidenschaftlich zugethan war. Wenn er den ihm vorgeschriebenen Amtsgeschäften nachgehen mußte, pflegte er in seinem offenen Wagen ein geladenes Jagdgewehr mit sich zu führen, damit, wenn ihm unterwegs ein Stück Wild aufstieß, er dasselbe sogleich erlegen könne. Auf einer dieser Reisen begegnete es ihm aber, wie der „Bär“ erzählt, daß er einen Handschuh fallen ließ; er bückte sich, um ihn noch während des Fallens aufzufangen, lehnte sich dabei über das geladene Gewehr und mußte dabei wohl den gespannten Hahn berührt haben, denn es entlud sich, und der Schuß ging ihm dicht am Ohr vorüber und drang in den Hut. Erschüttert von dem Gedanken, wie gefährlich dieser Augenblick ihm hätte werden können, sprang er aus dem Wagen, zerfummelte die Büchse und hat seitdem keinen Schuß aus einem Jagdgewehr mehr gethan.

Sauswirthschaftliches.

Kartoffelmehl zum Gebrauch für die Küche. Auf eine hinlänglich weite und tiefe Schüssel, die zur Hälfte mit frischem, reinem Wasser zuvor angefüllt worden ist, leae man ein hineinpassendes Sieb. Auf dieses Sieb wird dann ein Küchenreibeisen von Eisenblech gelegt, auf dem man eine beliebige Menge roher Kartoffeln zerreibt. Das Geriebene fällt selbstverständlich in das Sieb, und die Feuchtigkeit läuft ab. Ist hierauf die beliebige Menge Kartoffeln auf die beschriebene Art zer kleinert worden, so wird das Reibeisen abgenommen, die Schüssel bis an den Rand mit Wasser gefüllt, daß dieses einen Finger hoch im Siebe steht, worauf man dann den Inhalt des Siebes mit der Hand soweit durchreibt, daß nur die Fasern und Schalen der Kartoffeln zurückbleiben. Nunmehr wird das Sieb hinweggenommen, das über dem in der Schüssel befindlichen Saße röthlich gelbe Wasser abgegossen und frisches Wasser hinzugefügt; man wiederholt dieses Zugeben von Wasser dreimal, indem man jedesmal vor dem Abgießen das ausgetriebene Kartoffelmehl sich niederlassen läßt. Dieses Saßmehl bringt man schließlich in ein reines Tuch und drückt die darin enthaltene Feuchtigkeit ab. Soll dieses so erhaltene Kartoffelmehl aufbewahrt werden, so muß man es in kleinen Abtheilungen auf ein Brett legen und an der Luft austrocknen lassen.

Räthsel.

Ich trug und ward zugleich getragen,
Und was mich trug, das ward erschlagen,
Geköpft ward auch ich.
Nun trinkt und führt man mich,
Und läßt, was man will, mich sagen.
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Marf. — Lichtwer. — Säge.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Schwerin's Verlag, M.-G., in Berlin W.,
Behrenstraße 22.